



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Unsre Lage ist keine glückliche, und ich eile nach Rouen, um die Einleitung zu den Wahlen zu treffen, damit endlich durch vernünftige Männer diesem Kriege ein Ziel gesetzt wird. Sollten wir uns nicht wiedersehen, so leben Sie glücklich, und behalten Sie mich ein wenig in Ihrer Erinnerung. Sollten Sie aber je nach Frankreich kommen, und sei es mit Gattin und Kindern, so kommen Sie zu mir, ich werde glücklich sein, Sie wiederzusehen.“ So trennten wir uns.

Ich bin wiedergekommen, aber zu spät.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Deutsche Reich in China. In der Russischen Zeitung stand kürzlich folgender Herzenserguß, den der Fürst Uchtomski, der „Vertrauensmann der russischen Regierung in chinesischen Angelegenheiten,“ wie die Zeitung ihn nennt, in seinem Blatt, dem Petersburger Wjedomosti, zum besten zu geben von der gestrengen Zensur die Erlaubnis erhalten hat: „Die Ermordung eines deutschen Offiziers durch die Chinesen, die nach dem Terrorismus, den Waldersee einzuführen suchte, dicht unter den Mauern von Peking erfolgt ist. . . . Der Einmarsch chinesischer Truppen in die für sie verbotene Provinz Tschili, der offenbar den Zweck hat, einen neuen blutigen Zusammenstoß mit den Verbündeten zu veranlassen. . . . Der Versuch, den Feldmarschall selbst in den Flammen des von den Ankömmlingen geschändeten Palastes der Kaiserin unkommen zu lassen — alles das bringt auf den Gedanken, daß dieser Sommer den Europäern nicht weniger gefährlich zu werden verspricht als der vorige. Bei dem weisen Entschluß unsrer Regierung, den weiteren Gang der Ereignisse ruhig abzuwarten, kann man sich nur darüber freuen, daß die frechen, nur von satanischer Bosheit und maßloser Habgucht verblendeten Ausländer allmählich in die Gruben zu fallen beginnen, die sie andern gegraben haben. . . . Augenscheinlich naht die Stunde der Buße für die unerhörten Verbrechen, mit denen sich der »christliche« Westen gebrandmarkt hat, der übers Meer gekommen ist, um die unschuldige chinesische Bevölkerung zu martern. Auch in China wird das Jahr 12 (wie 1812, wo Moskau von den Russen in Brand gesteckt wurde) in der einen oder der andern Form kommen! Mit der Hilfe von Epidemien unter Ausnützung jeglicher Mittel des Selbstschutzes wird der Eingeborne dem vertierten weißen Mann einmal zeigen, daß es ein höheres Gericht über ihn und die ganze Erde giebt. Mit einem solchen Finale muß man gerechtermaßen von Herzen sympathisieren.“

Man wird gegenüber den Gezeireien in der russischen Presse immer daran denken müssen, daß sie, wie Fürst Bismarck sagte, sehr häufig vom Ausland bestellt und bezahlt werden. Aber gerade in diesem Falle, bei dem notorischen Vertrauensverhältnis, worin Fürst Uchtomski zur russischen Regierung steht, müssen wir in Deutschland dieses Überlaufen von Gift und Galle immerhin sehr ernst nehmen. Es wäre ja wohl möglich, daß englisches oder amerikanisches Regierungsgeld — an die französische Regierung könnte dabei vorläufig nicht gedacht werden, höchstens an nationalistic und imperialistische Agitationsfonds — das fürstliche Blatt dazu benutzen wollte, einen unüberbrückbaren Zwiespalt zwischen der Berliner und der Petersburger Politik zu schaffen. Aber nach allem, was über die in den leitenden

Preisen der russischen Politik herrschende Strömung bekannt ist, scheint Fürst Uchtomski hier doch nicht in ausländischem Solde zu hegen, sondern die wirkliche Herzensstimmung und die Herzenswünsche der Petersburger Herrschaften zum Ausdruck zu bringen. Jedenfalls haben unsre Russophilen, die dem Kaiser und dem Grafen Bülow fortgesetzt mit den schwersten Vorwürfen darüber in den Ohren liegen, daß sie nicht unbedingt im russischen Sinne Politik machen, daraus zu entnehmen, wie sehr sie im Unrecht sind. Wenn wir vor einem halben Jahre noch Zweifel darüber äußern konnten, ob die tolle Zumutung, die Rußland damals in dem Vorschlag, Peking zu räumen, den vereinigten Mächten stellte, vielleicht nur als eine Ungegeschicklichkeit des Grafen Lambsdorff angesehen werden mußte, oder ob man darin einen wohl überlegten Verrat der russischen Politik an dem bisherigen gemeinsamen Einschreiten der zivilisierten Mächte gegen den unerhörten, jeden *modus vivendi* aufhebenden chinesischen Völkerrechtsbruch mit einer besondern, gegen das Deutsche Reich gerichteten Spitze sehen solle, so ist heute der russische Verrat an den Mächten und vor allem am Deutschen Reich eine Thatsache, an der gar nicht mehr gezweifelt werden kann. Wir sagen nicht, daß der Zar selbst zum Verräter geworden sei, nachdem er dem deutschen Kaiser persönlich sein volles Einverständnis mit dem deutschen Oberkommando erklärt hatte. Der Zar ist in der russischen Politik augenscheinlich zur Zeit mehr Strohmann als irgend ein konstitutioneller Monarch in der Politik seines Landes und verdient nur Mitleid, nicht Tadel. Die Russen selbst haben ihn schmählich bloßgestellt, indem sie es waren, die das gemeinsame Oberkommando in Petchili systematisch zu lähmen suchten, obgleich das Deutsche Reich so weit ging, ihnen in der Mandschurei freie Hand zu lassen, trotz alles Drängens Englands und Japans in der entgegengesetzten Richtung. Wer von uns Deutschen nur mit etwas Unbefangenheit den Gang der chinesischen Wirren im letzten halben Jahre beobachtet hat, der muß sich nach dieser Uchtomskischen Beurkundung des russischen Hasses gegen die Deutschen doch endlich nicht nur von der Unhaltbarkeit der Vorwürfe gegen unsre Regierung überzeugt haben, sondern auch von der unabwiesbaren Notwendigkeit, gegen die russische Gefahr dort eine Rückendeckung zu suchen, wo sie allein gefunden werden konnte.

Wir sind sehr weit davon entfernt, von der deutschen Presse zu verlangen, daß sie sich mit Drohartikeln gegen Rußland wende. Die „Dummheit“ — um mit Bismarck zu sprechen — sollen wir lieber bleiben lassen. Wer den deutschen Kaiser kennt, wird überzeugt sein, daß unsre Politik aus der Uchtomskischen Offenherzigkeit und der ihr zu Grunde liegenden Gesinnung der herrschenden Klasse in Rußland die nötigen Konsequenzen zu ziehen wissen wird. Aber was wir von der deutschen Presse verlangen, ist, daß sie endlich von der bis zur Karikatur gediehenen falschen Beurteilung unsrer Stellung in China im Petersburger Wjedomosti zu einer unbefangenen, ernstesten und patriotischen Beurteilung veranlaßt wird, wie sie politisch reifen Männern ziemt, statt Alte-Weiber-Politik zu treiben. Denn wahrhaftig: je länger der Krieg in China dauert, um so mehr scheint die öffentliche Meinung über ihn zum alten Weibe zu werden.

Graf Bülow hat in seinem Rundschreiben vom 11. Juli 1900 an die deutschen Regierungen das politische Ziel der gemeinsamen Aktion mit den Mächten in China klar dargelegt. Es besteht, wie er sagte, in der Wiederherstellung der Sicherheit von Person, Eigentum und Thätigkeit der Reichsangehörigen in China, in der Sicherstellung geregelter Zustände unter einer geordneten chinesischen Regierung, in der Stille und der Genugthuung für die verübten Unthaten. Wir wünschen keine Aufteilung Chinas, wir erstreben keine Sondervorteile. — Die deutschen Regierungen waren einig in der Überzeugung, daß ohne nachdrücklich kriegerische Machtentfaltung dieses politische Ziel für uns nicht erreicht werden könne, und das Ausland ist in

seinen öffentlichen Kundgebungen dieser Auffassung beigetreten. Klar war von vornherein, daß schnellen, kräftigen militärischen Erfolgen besondere Schwierigkeiten erwachsen würden nicht nur aus den Verhältnissen beim Feinde und auf dem Kriegsschauplatz, sondern ebenso sehr aus dem Neid und der Zwietracht der verbündeten Mächte. Die Fiktion, zu der sich die überschlaue Diplomatie vereinigte, daß gar kein Krieg gegen die chinesische Regierung und überhaupt gegen China als Reich geführt werde, sondern nur ein bewaffnetes Einschreiten gegen Rebellen, die angeblich die Regierung vergewaltigten, diese unglückselige, gleich nach der Rettung der Gesandten von diesen als durchaus den Thatfachen widersprechend nachgewiesene Fiktion hat natürlich die kriegerischen Operationen ganz besonders gelähmt. Thatächlich ist es seit der Einnahme von Peking unmöglich gemacht worden, irgend welche militärischen Erfolge zu erzielen, die auch nur das geringste zur Beschleunigung des sogenannten Friedensschlusses und zur Erreichung des anerkannten politischen Ziels hätten beitragen können. Sehr treffend urteilte kürzlich auf Grund seiner an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen der Berichterstatter einer Berliner Zeitung — es war wieder eine freisinnige, das Berliner Tageblatt — über die Lage der Dinge wie folgt: Bei all dem Unterhandeln und Paktieren und bei den täglichen Konferenzen und Sitzungen sei man im Grunde genommen mit den Chinesen auf dem bisherigen gütlichen Wege nicht um einen Finger breit weiter gekommen. Und wie die Verhältnisse zur Zeit lägen, sei auch nicht die geringste Aussicht vorhanden, auf diese Weise mit den Chinesen zu einem Abschluß zu gelangen, wie ihn die Zukunft dringend fordere, damit einer Wiederholung der traurigen Ereignisse des vorigen Jahres ein für allemal vorgebeugt wird. Im Guten sei nun einmal mit den Chinesen nicht zum Ziel zu kommen, und endlich diese Überzeugung zu erlangen, dafür sei doch wirklich Zeit und Geld genügend geopfert worden. Wenn es den chinesischen Diplomaten gelingen sollte, die Sache noch länger hinzuziehn, so liege die Gefahr nahe, daß die Uneinigkeit der Mächte den Chinesen allein zu einem befriedigenden Ausgang verhelfen werde, und das sei doch wirklich eine Blamage. Nur durch ein ganz energisches Vorgehn, nicht mit Worten — die machten auf den Chinesen nicht den geringsten Eindruck — sondern nur mit Thaten könne der bisher langweilige und dabei recht kostspielige bewaffnete Auszug nach Ostasien zu einem gedeihlichen Ende gebracht werden.

Man sollte glauben, daß wenigstens in Deutschland die öffentliche Meinung erkannt haben und einsehen sollte, daß sich die Politik des Deutschen Reichs gerade in der hier verständigerweise als allein richtig bezeichneten Richtung von vornherein und bis heute bewegt hat, und daß sie nach den bisherigen Erfahrungen versuchen muß, diese Richtung fest einzuhalten. Es ist klar, daß die Blamage, in die die ganze Aktion auszulaufen droht, das Deutsche Reich, das sich nicht blamiert hat, doch am meisten schädigen würde. Es ist von einem Teil der Mächte mit Erfolg dahin gearbeitet worden, daß die Chinesen ganz besonders uns Deutschen die Schuld an den Unbilden geben, die der Krieg ihnen gebracht hat. Sind doch sogar deutsche Politiker und deutsche Zeitungen so dumm und vaterlandslos gewesen, diesen Hezereien Vorschub zu leisten. Schon dadurch erwächst der deutschen Politik die doppelte Pflicht, alles aufzubieten, daß der Krieg nicht mit einer Blamage ausläuft, nicht wie das Hornberger Schießen endet. Mögen andre sich blamieren, wir dürfen nicht, und wir dürfen uns am wenigsten für die Blamage der andern zu den Prügeleien machen lassen, auf denen der Haß, die Rachsucht und womöglich gar die hochmütige Verachtung der Chinesen sitzen bleiben. Dazu kommt aber noch, was wir schon vor einem halben Jahre an dieser Stelle scharf betont haben, der Umstand, der gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann, daß unsre Teilnahme an diesem Kriege unser erstes Debüt als Welt- und Seemacht ist, die sich auch

außerhalb des Rahmens der kontinentalen europäischen Politik unter keinen Umständen mehr als *quantité négligeable* behandeln lassen darf, wo immer sie den Anspruch auf Wahrung nationaler Interessen erhebt. Vollends deshalb dürfen wir nicht als die blamierten Europäer aus der *Affaire* abziehen. Der Schaden wäre gar nicht wieder gut zu machen. Die deutschen Regierungen und auch der deutsche Reichstag haben die Politik des Reichs in China gebilligt, sie werden auch hinter Kaiser und Reich stehen müssen, wenn es gilt, die weitem Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Erreichung des gewollten Ziels noch immer entgegenstellen, zumal da man darauf von vornherein gefaßt sein mußte. Aber auch das deutsche Volk und vor allem die deutsche Presse sollen sich endlich von den jämmerlichen Schlaumachern und Mörglern emanzipieren, die bei jeder Nachricht, daß ein deutscher Oberst erflückt, ein General verbrannt, ein Hauptmann meuchlings erschossen ist, oder daß zwei Reiter, die sich pflichtwidrig unbewaffnet in Gefahr begeben haben, darin umgekommen sind, immer wieder zu lamentieren anfangen: Ach wären wir doch endlich aus China raus, wären unsre Soldaten endlich wieder auf dem Paradeplatz, in der Kaserne, hinterm Ofen! Wenn die sozialdemokratischen Blätter solches Zeug schreiben, so nimmt uns das nicht wunder. Aber wenn sich sogar in konservativen Blättern diese klägliche Waschlapperei herauswagt, dann möchte man wahrhaftig an eine bedenkliche Entartung des patriotischen Sinns und des militärischen Geists in Deutschland zu glauben anfangen. Und wenn solche Erbärmlichkeiten noch dazu vor der Masse der deutschen Bauern und Kleinbürger breitgetreten werden, um den Leuten das Vertrauen zum Kaiser und zu seiner Politik zu rauben, so ist das eine Schufstigkeit, die keine Rücksicht und keine Bemäntelung verdient, mag sich ihrer schuldig machen, wer es auch sei. Diese traurigen, an sich unkriegerischen Unfälle, die gerade die Deutschen neuerdings in China erlitten haben, dürfen, so schmerzlich sie den Kaiser und uns alle berühren müssen, selbstverständlich gar keinen Einfluß auf das Urteil darüber gewinnen, was politisch und militärisch zu thun ist und was nicht. Auch nicht im Volke. Damit Stimmung für einen schleunigen übers Rnie gebrochenen Abzug aus China machen zu wollen, ist eben so tadelnswert, wie es tadelnswert war, daß einzelne Roheiten deutscher Soldaten zu dem Zweck übermäßig aufgebauscht wurden, die moralisch schädliche Einwirkung eines solchen Kriegs auf die Mannschaften gegen unsre Politik auszuspielen zu können. Von der sozialdemokratischen Ausbeutung der „Sunnenbriefe“ ganz zu schweigen. Es ist sehr erfreulich, daß in neuer Zeit zahlreiche Berichte von ganz unabhängigen Männern, die der Schönfärberei im Interesse der Truppen von niemand verdächtigt werden können, veröffentlicht worden sind, in denen der deutschen Disziplin und Humanität das beste Zeugnis ausgestellt und ausdrücklich gesagt wird — z. B. von dem vorhin zitierten Berichterstatter —, daß in China eigentlich mit einer fast unverständlichen Humanität und Rücksicht Krieg geführt werde.

Wir begeistern uns wahrlich nicht für den chinesischen Krieg und glauben, daß die Vorbeeren, die dort geholt werden können, niemals sehr reich sein werden. Das ist auch nicht der Zweck, zu dem man Krieg führt. Ganz gewiß soll man darauf bedacht sein, daß unsre Soldaten möglichst bald zurückkommen können. Aber doch nicht ehe das Ziel erreicht ist, nicht nach zwecklos vergossenem Blut und zwecklos geopferten Leben. Muß das Deutsche Reich dem Drängen der übrigen Mächte auf Vereitelung des gemeinsamen Zwecks nachgeben, so wird es die Aufgabe unsrer Diplomatie sein, vor der ganzen Welt diese dem heutigen Kulturstand zur Schande gereichende Blamage möglichst ostensibel ins Unrecht zu setzen, wobei natürlich die deutsche Presse sehr viel wird helfen können und müssen. Das Deutsche Reich wird dann aber um so mehr auf selbständige Maßnahmen zur Sicherung dessen, was es schon hat, bedacht sein müssen, vor allem in Kiautschou

und Schantung. Bereiteln die Mächte den gemeinsamen Zweck, dann werden wir unsre deutschen Sonderzwecke und Sonderinteressen verfolgen müssen, ohne Überstürzung, mit aller Mäßigung, aber mit der größten, zähesten Energie. Besonders lächerlich scheint sich das Konzert der Mächte in der Frage der Kriegs- und sonstigen Entschädigung machen zu wollen. Man scheint sich gegenseitig unterbieten, vor den Chinesen beinahe wettzuriennen zu wollen. Das Deutsche Reich wird dafür hoffentlich nicht zu haben sein, sondern auf voller, sehr reichlicher Entschädigung bestehen. — Mit großer Freude muß man den Sieg unsrer Truppen unter General von Ketteler über die regulären Chinesen unter General Lin am 23. April und an den folgenden Tagen begrüßen. Hoffentlich wird endlich einmal erfolgreich Blut geflossen sein. β



Litteratur

Zeitschrift für deutsche Wortforschung, herausgegeben von Friedrich Kluge. 1. Band, 4. Heft. Straßburg, Karl J. Trübner, 1901

Der nun abgeschlossene erste Band der von vielen Seiten freudig begrüßten Zeitschrift darf als eine vollgiltige Probe dessen angesehen werden, was der Herausgeber dank der fördernden Teilnahme tüchtiger Fachgenossen zu leisten vermag. Die nach dem Erscheinen der ersten Hefte von uns ausgesprochene Hoffnung (Grenzboten 1901, I, S. 55), daß der mannigfaltige und vielseitige Inhalt sowie die geschickte Leitung dem neuen Blatte den Dank der Gelehrten und die Gunst ernsterer Freunde unsrer Muttersprache gewinnen würden, hat sich schon erfüllt, und es wird dem jungen Unternehmen hoffentlich auch nicht an einer tiefer gehenden Wirkung und an dauernder Anerkennung fehlen. Obwohl den Hauptbestand des Schlußheftes einige streng wissenschaftliche Untersuchungen, zum Teil vorwiegend statistischer Art, ausmachen, so bieten doch diese auch dem nachdenkenden Laien des Interessanten und Vehrreichen genug, da sie Fragen beantworten, die jedem, der deutsch redet und schreibt, gelegentlich auf den Leib rücken. So dürfen geschichtliche Betrachtungen von Schwankungen des Sprachgebrauchs, wie z. B. die auch in der Alltagsrede der Gebildeten miteinander kämpfenden Formen „(ich habe ihm) gewillfahrt“ und „(ich habe ihm) willfahrt“ oder „(er hat das) mißdeutet“ und „(er hat es) gemißdeutet“ auf die Teilnahme wohl noch anderer als der streng gelehrten Leser rechnen, wenn nur die Verfasser durch ein gemeinverständliches Deutsch auch dem guten Willen der Leser entgegenkommen und sich nicht in einem Kauderwelsch gelehrter Terminologien zu bewegen belieben. Übrigens weiß ja jeder ernsthaftere Dilettant, daß von der Aneignung wissenschaftlicher Forschungen anderer das alte Wort auch für ihn gilt, daß die Wurzel der Arbeit bitter, ihre Frucht süß ist. Wort- und Sachforschung, die in der richtig betriebenen Etymologie meist Hand in Hand gehn, kommen diesmal in einem unterhaltenden Aufsatz über „Germanische Völkerschaften in sagenhafter Deutung“ gleicherweise zu ihrem Rechte. Der Verfasser, R. Much, dem wir auch das hübsche, in die Sache vortrefflich einführende und über den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung zuverlässig unterrichtende Büchlein „Deutsche Stammeskunde“ (Nr. 126 der Sammlung Götschen) verdanken, zeigt an charakteristischen, die Langobarden, Burgunden, Gepiden und Sachsen betreffenden Sagen, wie sich unsre germanischen Vorfahren nicht mit der nächst liegenden Erklärung eines Stammesnamens begnügten, zum Beispiel bei dem Namen der Sachsen nicht